



Grundlagentexte Soziologie

Karl-Werner Brand

Umweltsoziologie

Entwicklungslinien, Basiskonzepte
und Erklärungsmodelle

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Brandt, Umweltsoziologie, ISBN 978-3-7799-4082-1

© 2013 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4082-1>

Kapitel 1

Annäherungen an den Gegenstand der Umweltsoziologie

Der Doppelcharakter gesellschaftlicher Naturbeziehungen

Gesellschaftliche Naturbeziehungen weisen einen Doppelcharakter auf. Der über Produktion, Konsum und Entsorgung von Gütern, über die Nutzung technischer Infrastrukturen, über Wohnen, Arbeit und Freizeit vermittelte gesellschaftliche Stoffwechsel bindet Gesellschaften einerseits über komplexe materielle Stoffströme und energetische Austauschprozesse in ihre natürlichen Umwelten (Ökosysteme) ein; diese gesellschaftlichen Stoffwechselprozesse sind andererseits immer auch symbolisch strukturiert. In das historisch gewachsene technisch-materielle Gewebe der Naturnutzung sind spezifische symbolische Bedeutungen eingelassen. Diese verleihen dem generellen Verhältnis zu Natur und ihren spezifischen Nutzungsformen einen historisch und kulturell variierenden Sinn. Darin sind generelle Vorstellungen über angemessene oder unangemessene Umgangsweisen mit Natur, Bilder des Wünschbaren und Machbaren, des Erlaubten und Verbotenen verankert. Sobald dieser Sinn strittig wird, werden auch die damit verknüpften technisch-materiellen Praktiken der Naturnutzung und die darin implizierten Sozialverhältnisse strittig. Das zeigt sich an aktuellen Debatten über die angemessenen gesellschaftlichen Reaktionen auf den prognostizierten Klimawandel (wie viel weitere Erwärmung soll toleriert werden? Wie werden die unterschiedlichen regionalen Betroffenheiten berücksichtigt? Wie wird die Verteilung der Kosten geregelt?) ebenso wie an Fragen, die die energetische Nutzung von Biomasse („Tank oder Teller“) oder die Pflege bestimmter Landschaften betreffen (Naturschutz unter Ausschluss oder mit menschlicher Nutzung?).

Bestimmte Bilder einer angemessenen Naturnutzung sind dabei immer mit bestimmten Modellen gesellschaftlicher Entwicklung verbunden. Naturbilder sind die Kehrseite von Gesellschaftsbildern. Sie enthüllen mehr über die Gesellschaft bzw. über die Art und Weise, wie sie ihr Verhältnis zur Natur gestaltet, als über die Natur selbst. Werden mit Natur heute, in westlichen Industrieländern, durchwegs positive Assoziationen verbunden, „schö-

ne Landschaften“, „erhabene Wildnis“, oder, ins Spirituelle gewendet, Bilder der „guten, nährenden Mutter Erde“, so reflektiert dies nur die naturfernen, technisch überformten und städtisch geprägten Lebensverhältnisse. Vor der Folie romantischer Naturbilder werden die Folgen der vorherrschenden – und als solches nahezu selbstverständlich akzeptierten – Praxis industrieller Nutzung, Regulierung und Ausbeutung von Natur zugleich als „Verhandlung“ und „Zerstörung“ von Natur begriffen. Daraus nährt sich wiederum die Vorstellung, man müsse die „bedrohte Natur“ schützen. Natur- und Umweltschutz in westlichen Industrieländern bewegt sich im Bannkreis solcher Bilder, die durch wissenschaftliche Befunde über komplexe ökosystemare Funktionsmechanismen (die mit der Ästhetik des „Naturschönen“ keineswegs übereinstimmen) zwar immer wieder irritiert werden, aber nur, um sich von neuem an diesen oder ähnlicher Metaphern und Leitbildern zu orientieren. Willy Viehöver (2003a) beschreibt dies als permanenten Prozess der „Ent- und Wiederverzauberung“.

In ökologische Fragen sind somit immer auch Fragen nach erwünschten oder nicht erwünschten Lebensformen eingelagert. Umweltkonflikte aktualisieren die politische Auseinandersetzung um gesellschaftliche Werte und konkurrierende Modelle „guten Lebens“. Das macht die Auseinandersetzung darüber so brisant. In ihnen gerät „Natur“ leicht zum Kampfbegriff und zur rückwärts oder vorwärts gewandten Ideologie. „Ob als Urbild, als Vorbild, als das Nicht-Gemachte, das Zu-Befreiende oder Zu-Zählende: In symbolischen und praktischen Bezugnahmen wird Natur zum politischen Einsatz, um soziale Beziehungen zu reglementieren, zu etablieren, zu ändern oder umzuwerfen.“ (Kaufmann 2005: 46)

Natur ist allerdings nicht nur soziale Konstruktion. Menschen sind nicht nur symbolisch interagierende, kulturell geprägte, sondern auch biologische Wesen. Menschen sind von natürlichen Umweltbedingungen abhängige, gesundheitlich sehr verletzbare Teile des biophysischen Systems Erde. Sie brauchen Trinkwasser, Nahrungsmitteln und saubere Luft. Sie brauchen Energie und Rohstoffe, um Werkzeuge, Nahrung und ein wohnliches Umfeld herzustellen. Dies gilt für Wildbeutergesellschaften ebenso wie für moderne Industriegesellschaften. Menschen sind Krankheit und Tod unterworfen: Ihr Leben weist nur eine begrenzte Spanne auf. Es sind diese existenziellen Grunderfahrungen von Leben, Krankheit und Tod, aber auch die Erfahrung natürlicher Zyklen, des Wechsels der Jahres- und der Lebenszeiten, die – im unauflösbaren Spannungsverhältnis zur Selbsterfahrung der Menschen als „geistige“, der Transzendierung körperlicher Hinfälligkeit fähige Wesen – seit jeher den Stoff für die großen, religiösen Erzählungen der Menschheit liefern.

Die für das Leben notwendigen materiellen Ressourcen finden Menschen in ihrer natürlichen Umwelt vor oder werden durch ‚Arbeit‘ beschafft.

Menschen sind, wie andere Lebewesen auch, keine passiv-rezipieren den Elemente bio-physischer Lebenszusammenhänge, sie eignen sich ihre Umwelt vielmehr aktiv an, sie erzeugen und reproduzieren sich selbst in der praktischen Aneignung und Umgestaltung der für sie nützlichen Naturelemente. Menschen können sich nur unter Nutzung ihrer fünf Sinne kompetent in ihren jeweiligen Lebensumwelten bewegen. Ob Pilze, Früchte, Körner essbar sind, ob Holzkonstruktionen Menschen und Güter auf Wasser tragen, ob Werkzeuge für die gewünschten Zwecke geeignet sind, ob sich aus Mineralien verarbeitbare Rohstoffe gewinnen lassen usw., all das unterliegt zunächst einmal, bis zum Aufkommen moderner Laborwissenschaften, dem sinnlichen Realitätstest. Die sinnlich-praktischen Bezüge zur Natur ermöglichen andererseits auch ein ästhetisches Verhältnis zu natürlichen wie zu gesellschaftlich gestalteten Umwelten.

Dieser eng an sinnliche Naturbezüge gekoppelte, für alle früheren Kulturformen typische Lebens- und Erfahrungskontext hat mit dem rapiden Industrialisierungs- und Verstädterungsprozess der vergangenen Jahrhunderte allerdings erheblich an Prägekraft verloren. Gesellschaftliche Naturbezüge wurden seither immer stärker verwissenschaftlicht und technisiert, durch komplexe, globale Formen gesellschaftlicher Arbeitsteilung, durch großtechnische Versorgungssysteme und städtisch-zivilisatorische Lebensumwelten vermittelt. Der gesellschaftliche Stoffwechsel moderner Industriegesellschaften verbirgt sich in der Zirkulation von Waren, in der Nutzung von Wasser-, Strom- oder Gasanschlüssen, dem Gebrauch von Häusern und Straßen, im automobilen oder schienengebundenen Verkehr. Während die überbordende Warenfülle in den Supermärkten und die komplexen technischen Infrastrukturen die in ihnen enthaltenen Formen der Naturnutzung kaum mehr erkennen lassen, zeigen sich deren Folgen aber doch räumlich und zeitlich versetzt in immer massiveren lokalen, regionalen und globalen Umweltproblemen.

Der Doppelcharakter des menschlichen Naturbezugs bleibt so auch in hoch technisierten Gesellschaften erhalten; er ist nur komplexer vermittelt und schwerer durchschaubar. Das schafft viele Ambivalenzen und unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten der ökologischen Problematik. Generell gilt, für vormoderne wie moderne Gesellschaften, dass die entsprechenden Problemwahrnehmungen nur über den jeweiligen kulturellen Filter und die darin enthaltenen Spielräume für individuelle und gesellschaftliche Lernprozesse an die natürliche Realität rückgekoppelt sind. Dieses eigentümliche Spannungsverhältnis zwischen Natur und Kultur begründet die Möglichkeit der Schlechtanpassung an die natürliche Umwelt und der ökologischen Selbstgefährdung, aber auch die Möglichkeit der Entwicklung „nachhaltigerer“ Pfade gesellschaftlicher Entwicklung.

Untersuchungsgegenstand der Umweltsoziologie

Was ergibt sich daraus für die Umweltsoziologie? Was ist ihr spezieller Untersuchungsgegenstand? Die Antwort scheint nahe liegend: Der gesellschaftliche Umgang mit Umweltproblemen! Aber was sind „Umweltprobleme“? In Anlehnung an Jakob von Uexküll (1864–1944) bezeichnet „Umwelt“ den jeweiligen Ausschnitt aus der Umgebung eines Lebewesens, der für dessen Lebensumstände subjektiv von Bedeutung ist, den er mit seinen Sinnesorganen wahrnehmen („Merkwelt“) und auf den er entsprechend reagieren kann („Wirkwelt“).¹ Umweltbeziehungen dieser Art weisen für Menschen nun ganz spezifische Merkmale auf. Folgt man der deutschen Tradition der philosophischen Anthropologie (Arnold Gehlen, Helmuth Plessner, Max Scheler), so unterscheidet sich menschliches vom tierischen Verhalten vor allem darin, dass es durch ein hohes Maß an „Instinktarmut“ und „Weltoffenheit“ charakterisiert ist. Menschliche Lebensformen sind nicht an einen spezifischen Milieu- oder Umweltausschnitt gekoppelt, sie schaffen sich diese Umwelt vielmehr über symbolisch gesteuerte, durch Arbeit, soziale Organisation und Technik vermittelte Formen der Wirklichkeitsaneignung in hohem Maße selbst. Diese mit der Entwicklung der Sprachfähigkeit verbundene partielle Entkopplung von natürlich gegebenen Umweltmilieus war nicht von heute auf morgen gegeben; sie vollzog sich vielmehr über einen sehr langen, mit vielen Entwicklungsbrüchen verbundenen evolutionsgeschichtlichen Prozess der Menschwerdung. Die Entkopplung der menschlichen Lebensbedingungen von spezifischen natürlichen Umweltmilieus gewinnt auch erst mit der neolithischen Revolution, der Entwicklung von Landwirtschaft und städtischen Siedlungsformen vor 5000–10000 Jahren, an Dynamik und beschleunigt sich dann noch einmal extrem durch den Industrialisierungsprozess der vergangenen 200 Jahre. Gesellschaftliche Umwelten sind seither, neben den stark ausdifferenzierten sozialen Umwelten der einzelnen gesellschaftlichen Teilsysteme, vor allem die hochgradig technisierten Strukturen, mit denen menschliche Gesellschaften ihre natürliche Umwelt nutzen, umgestalten, regulieren, in Dinge, Technologien und künstliche Stoffwelten transformieren.

1 Die subjektive „Umweltlehre“ Uexkülls (vgl. Uexküll/Kriszat 1970) verweist nicht nur auf das erst viele Jahrzehnte später von den Biologen Maturana und Varela entwickelte „Autopoiesis“-Konzept, das von Niklas Luhmann aus der Biologie dann wieder – mit einigen Transformationen – in die Soziologie importiert wurde (vgl. Kapitel 7.7). Sie betont vor allem die Tatsache, dass es, im Unterschied zu heute dominierenden ‚objektiven‘ Ökosystem-Perspektiven, primär die „unendliche Vielfalt sozialer und ökologischer Nischen (...), jener individuellen Umwelten im Sinne Uexkülls“ ist, die Lebewesen – auch Menschen – zum Wohlfühlen brauchen (Radkau 2002: 336).

Während die neuen Möglichkeiten der technisch-industriellen Beherrschung der Natur zunächst im 19. und frühen 20. Jahrhundert überwiegend als gesellschaftlicher Fortschritt begrüßt und – wie in den Weltausstellungen gegen Ende des 19. Jahrhunderts – emphatisch gefeiert wurden, rückten mit der umfassenden Industrialisierung der Lebensverhältnisse in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch ihre Folgelasten und Risiken zunehmend ins Bewusstsein. Eine besondere Brisanz erhielt diese Entwicklung vor allem dadurch, dass nicht nur der Bestand der Natur in ihrer (vermeintlich) ursprünglichen Gestalt bzw. in ihrer historisch gewachsenen Form als Kulturlandschaft immer mehr gefährdet erschien; um deren Schutz war es der alten, gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstandenen „Heimat- und Naturschutzbewegung“ gegangen. Gefährdet erschienen jetzt auch die Gesundheit und die Lebensqualität der Menschen selbst. Standen dabei zunächst die Nahprobleme des Verkehrslärms, der Luft- und Gewässerverschmutzung im Vordergrund, so weitete sich die Problemwahrnehmung rasch über Pestizide in der Nahrungskette über Unfälle und katastrophische Risiken chemischer und atomarer Anlagen hin zu globalen Ressourcen- und Umweltproblemen. Damit verändert sich auch die Bedeutung des Umweltbegriffs. „Umwelt“ wird mit einer neuen Bedeutungsschicht von globaler Gefährdung und Schutzbedürftigkeit aufgeladen. Sie wird als elementarer, für das menschliche Wohlergehen unverzichtbarer, durch die Folgen industrieller Produktions- und Lebensweisen zunehmend bedrohter Lebensraum des Menschen wieder neu entdeckt. Der durch die ersten bemannten Mondfahrten gewonnene Blick vom Weltraum auf die Erde, das rasch zur Ikone geronnene Bild des ebenso schönen wie verletzlichen „blauen Planeten“, hat diesem neuen Umweltverständnis ein symbolkräftiges Fundament verliehen. Das legt einen anderen, pfleglicheren Umgang mit Natur nahe.

Wie jede Neurahmung von Problemen ergab sich auch diese Verschiebung im Umweltverständnis nicht von selbst. Es waren vielmehr die massiven Umwelt- und Technikkontroversen der 1970er und 1980er Jahre, die den Einstellungswandel zu Umweltfragen vorantrieben. Hauptakteur dieses Wandels war die in den 1970er Jahren entstehende Umweltbewegung. Diese entwickelte über die vielen unterschiedlichen Protestanlässe hinaus rasch eine inhaltlich zwar diffuse, gleichwohl integrierende und politisch mobilisierungsfähige ökologische Weltanschauung, die dem ‚zerstörerischen‘ Modell des industriellen Wachstums- und Fortschrittsdenkens die Vision eines ‚sanften‘ Umgangs mit Mensch und Natur gegenüber stellte. Dieses neue gesellschaftliche Konfliktfeld, die Politisierung der Beziehung von Gesellschaft, Technik und Natur, schuf ein neues, spannendes Untersuchungsfeld – nicht nur für Soziologen. Diese Forschungen liefen zunächst auch nicht unbedingt unter dem Etikett der Umweltsoziologie; das waren eher Studien zu „neuen sozialen Bewegungen“ (vgl. Brand 1985, Brand/Büsser/Rucht 1986)

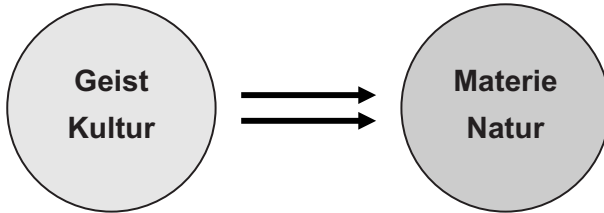
zu neuen „post-materialistischen“ Konfliktlinien (Inglehart 1977) und zur ökologischen ‚Modernisierung der Demokratie‘ (Zilleßen/Daniel/Strubelt 1993). Nachdem in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre, insbesondere nach der Katastrophe von Tschernobyl, die Umweltthematik generell einen höheren institutionellen Stellenwert gewonnen und parallel dazu an politischer Polarisierungskraft verloren hatte, stand nun aber auch der ‚offiziellen‘ soziologischen Beschäftigung mit den gesellschaftlichen Folgen der ökologischen Problematik nichts mehr im Wege. Im Vordergrund der an diesen Fragen interessierten Soziologen standen zunächst die typisch „sozialen“ Aspekte der Bearbeitung ökologischer Themen: ökologische Kommunikation, Risikodiskurse, Lebensstile, Umweltbewusstsein und Umweltverhalten, Umweltkonflikte und institutionelle Lernprozesse, soziale Ungleichheit und Umweltgerechtigkeit.

Das Umweltthema behielt darüber hinaus aber ein kritisches, sperriges Potenzial. Es hatte ja mit den Kernfragen der Soziologie – zumindest einer Soziologie, wie sie sich nach dem zweiten Weltkrieg an den meisten Universitäten etabliert hatte – zunächst scheinbar wenig zu tun. So brachen mit der ökologischen Debatte auch grundlegende Differenzen darüber auf, inwieweit die Beschäftigung mit der ökologischen Frage das disziplinäre Selbstverständnis der Soziologie nicht grundlegend in Frage stellt. Bedarf die disziplinäre Fokussierung auf das „Soziale“ angesichts der krisenhaften gesellschaftlichen Rückwirkungen industrieller Naturnutzung nicht einer grundlegenden Revision? Kann die Soziologie überhaupt noch Entscheidendes zu relevanten Fragen ihrer Zeit beitragen, wenn sie so tut, „als ob Natur nicht zählen würde“ (Murphy 1997)? Wird dann aber nicht das ganze Gefüge brüchig, in dem nicht nur die Soziologie, sondern alle neuzeitlichen Wissenschaften im Rahmen der Zuordnung zu ‚harten‘, auf die Analyse kausaler Gesetzmäßigkeiten gerichteten Naturwissenschaften auf der einen und zu ‚weichen‘, an der Analyse kultureller Sinnstrukturen und sozialer Bedeutungskontexte orientierten Geistes- und Sozialwissenschaften auf der anderen Seite ihren spezifischen Platz gefunden hatten?

Diese Grenzziehung zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen reflektiert nun ihrerseits eine generellere Grenzziehung zwischen Gesellschaft und Natur, die für das rationalistische Denken der Moderne typisch ist: die dualistische Gegenüberstellung von Geist und Materie, die Trennung zwischen einer subjektiven Sphäre menschlicher Freiheit und einer objektiven Sphäre der Natur, die rein kausalen Gesetzmäßigkeiten unterworfen ist. Sofern diese Gesetzmäßigkeiten erkannt sind, und das schien aufgrund des stetigen Erkenntnisfortschritts zunächst nur eine Frage der Zeit, stehe einer fortschreitenden Beherrschung der Natur und ihrer technischen Rekonstruktion – als Bedingung menschlicher Emanzipation und gesellschaftlicher

Wohlfahrtssteigerung – nichts mehr im Wege, so zumindest die Grundannahme des rationalistischen Denkens der Moderne (Abbildung 1).

Abb. 1: Modernes, dualistisches Konzept von Kultur und Natur



Ergibt sich daraus das klassische Verständnis von Technik als (bloßes) Instrument für beliebige menschliche Zwecksetzungen und von Natur als passive, beliebig form- und ausbeutbare Materie, so bleiben in den kulturellen Bildwelten und Erzählungen der Moderne gleichwohl auch die gegenläufigen, im rationalistischen Weltbild ausgegrenzten Sehnsüchte und Ängste moderner Natur- und Technikbeziehungen präsent: pastorale Bilder der Naturidylle, ganzheitliche Modelle der ästhetischen „Versöhnung“ von Mensch und Natur, romantische Formen mystischer Naturerfahrung, aber auch apokalyptische Motive der Übermächtigung durch eine sich verselbständigende Technik (das Frankenstein-Motiv, die „technischen Sachzwänge“, das „stählerne Gehäuse der Hörigkeit“) oder mythisch-religiöse Deutungen von Natur- und Technikkatastrophen als „Rache der Natur“ („die Natur schlägt zurück“) bzw. als Strafe für „menschliche Hybris“.

Die in den 1970er Jahren in aller Schärfe auflebenden Umwelt- und Risikodebatten haben dieses dualistische Verständnis von Gesellschaft und Natur erheblich erschüttert. Das hat in der Entstehungs- und Mobilisierungsphase der neuen Umweltbewegung den untergründigen, zivilisationskritischen Motiven des modernen Naturverhältnisses neuen Auftrieb verliehen und die Frage, wie das Verhältnis von Gesellschaft und Natur und die Rolle der Technik darin beschaffen sein soll, nachhaltig politisiert. Das hat darüber hinaus – und vermutlich auf Dauer – die bisherigen scharfen Grenzziehungen zwischen Gesellschaft und Natur als einer Basisunterscheidung der Moderne ganz generell unterminiert (Lau/Keller 2001). Diese Grenzziehungen werden nun als kontingentes Ergebnis gesellschaftlicher Diskurse und Praktiken sichtbar. Sowohl technisch-wissenschaftliche Entwicklungen (z.B. die Hirnforschung, neue Biotechnologien, Forschungen zur künstlichen Intelligenz) als auch die kumulativen Nebeneffekte industrieller Naturnutzung (z.B. Treibhauseffekt, Ozonloch, BSE, Biodiversitätsver-

lust, Desertifikation etc.) tragen dazu bei, die herkömmlichen Grenzziehungen zwischen Gesellschaft und Natur zu verflüssigen. Da Gesellschaften aber aus Gründen der Verantwortungszurechnung – Natur kann nicht verantwortlich gemacht werden, wohl aber Menschen – auf die Unterscheidung von Gesellschaft und Natur als zentrale Orientierungsleistung angewiesen sind, und weil die jeweiligen Grenzziehungen in sehr unterschiedlicher Weise mit Weltanschauungen, Interessen und Machtgefügen verknüpft sind, gewinnen konflikthafte gesellschaftliche Aushandlungsprozesse über diese Grenzziehungen erheblich an Gewicht (Viehöver et al. 2004; Wehling/Viehöver/Keller 2005; ähnlich auch Latour 2001).

Nun sind Boden, Luft, Klima, Wasser, Tier- und Pflanzenwelt schon seit langem nicht mehr (nur) von „Natur aus gegeben“, sondern durch ihre gesellschaftliche Nutzung entscheidend mitgeprägt. Das ist nicht „Das Ende der Natur“ (McKibben 1992) im ökologischen Sinne, wohl aber im Sinne des „Ursprünglichen“, „von sich aus Seienden“ und dessen romantischer Überhöhung im „Wilderness“-Mythos. Natur, wie wir sie heute wahrnehmen, wie wir sie als Lebensraum nutzen, ist überwiegend ein Ko-Produkt geomorphologischer Bedingungen, ökosystemarer Entwicklungen, landwirtschaftlicher Kolonisierung, industrieller Ausbeutung, politisch-ökonomischer Strukturierung, städtischer Siedlungsentwicklung, verkehrstechnischer Erschließung und landschaftsplanerischer Gestaltung. Bruno Latour hat darauf aufmerksam gemacht, dass in der Moderne, verstärkt seit der Industrialisierung, eine kontinuierliche Produktion und Vermehrung von „Hybriden“, von Mensch-Technik-Natur-Kopplungen, stattgefunden hat, deren gesellschaftliche Effekte durch das dualistische Weltbild der Moderne aber wieder weitgehend aus dem Wahrnehmungsfeld der Zeitgenossen ausgeblendet wurde (Latour 1998). Technik konnte so weiterhin als neutral, als Verlängerung menschlicher Zwecksetzungen betrachtet werden – und Natur als beliebig kontrollier- und ausbeutbares Objekt.

Erst massive ökologische Folgeprobleme und der öffentliche Streit über die neue Qualität großtechnischer und ökologischer Gefährdungen haben diesen ideologischen „Reinigungspraktiken“ (Latour) sukzessive den Boden entzogen. Auch der positivistische, von der modernen Quantenphysik ohnehin längst ad acta gelegte, im Alltag, aber auch im Alltagsgeschäft der Wissenschaften weiterhin gepflegte Mythos der ‚objektiven‘ Wissenschaft erodierte rasch im Sperrfeuer politisch radikalisierten Expertenkontroversen. Vermeintlich objektives Expertenwissen erwies sich aus der jeweils anderen Expertenbrille fast immer als parteiisch, seine Ergebnisse durch implizite theoretische und methodische Annahmen, durch spezifische Interessenlagen und Wertsetzungen präformiert. Die Laborforschung der neuen *Science & Technology Studies* konnte darüber hinaus im Detail aufzeigen, mit welcher Selektivität und mit Hilfe welcher Transformationspraktiken wis-

senschaftliche Aussagen über die ‚Wirklichkeit‘ sozial hergestellt bzw. in Ko-Produktion von Forschern, technischen Apparaturen und natürlichen „Aktanten“ fabriziert werden, um sich dann in weiträumigen sozio-technischen Stabilisierungsnetzwerken Anerkennung als geltendes Wissen zu verschaffen. Das alles löst den Objektivitätsanspruch naturwissenschaftlichen Wissens auf. Gibt es keine privilegierte Position der ‚objektiven‘ Repräsentation der Natur (und ihrer Gesetzmäßigkeiten) mehr, sondern nur noch viele, aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen und Perspektiven sich spiegelnde, in heterogenen Praxiskontexten erzeugte „Naturen“, dann gilt es, diese *vielfältigen gesellschaftlichen Naturverhältnisse und ihre jeweiligen kulturellen Symbolisierungsformen* in den Blick zu nehmen. Das wäre eine erste, sehr generelle Gegenstandsbestimmung der Umweltsoziologie.

Verliert mit der (objektiven) Natur der eine Pol des dualistischen Weltbilds der Moderne seine klaren Konturen, so verflüssigen sich allerdings auch die Konturen des anderen Pols, einer allein über die Kultur, über das Geistig-Symbolische definierten Gesellschaft. Mit den kontroversen öffentlichen Debatten über Umweltprobleme treten die technisch-materiellen Prägungen des Gesellschaftlichen, die neuen hybriden Strukturen einer industriell vergesellschafteten Natur und einer wesentlich über Sach- und Technikstrukturen konstituierten Gesellschaft ins Blickfeld. Damit wird die Selbstbeschränkung der Soziologie auf das – vermeintlich – naturfreie Untersuchungsobjekt des „Sozialen“ problematisch. Die Natur kehrt über industriell produzierte ökologische Folgeprobleme wieder in die Gesellschaft zurück. „Natur kann nicht mehr ohne Gesellschaft, Gesellschaft kann nicht mehr ohne Natur begriffen werden. [...] Naturzerstörungen hören auf, ‚bloße‘ Naturzerstörungen zu sein und werden integraler Bestandteil der gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Dynamik.“ (Beck 1986: 107)

Daraus ergibt sich eine zweite, stärker auf moderne Umweltprobleme fokussierte Bestimmung des Untersuchungsgegenstands der Umweltsoziologie: *Gegenstand der Umweltsoziologie sind die Entstehungsbedingungen und gesellschaftlichen Folgen der ‚ökologischen Problematik‘*. Das umfasst eine Vielzahl von Einzelfragen: Wie und warum produzieren moderne Gesellschaften im Rahmen ihrer Nutzung natürlicher Ressourcen und Umwelten sogenannte „Umweltprobleme“? Welche Besonderheiten weisen diese gegenüber anderen „sozialen“ Problemen, aber auch gegenüber früheren Umweltproblemen auf? Wie werden diese Probleme wahrgenommen? Verändern sich dadurch gesellschaftliche Selbst- und Naturbilder? Wenn Umweltprobleme lokalen wie globalen Zuschnitt aufweisen: Wie verteilen sich dann die Formen negativer Betroffenheit und Verletzbarkeit? Wie reagieren soziale Akteure, Organisationen und Systeme auf diese neuen Probleme – und warum reagieren sie so unterschiedlich? Welche (neuen) Konflikte erwachsen aus Umweltproblemen und welche speziellen Dynamiken weisen diese

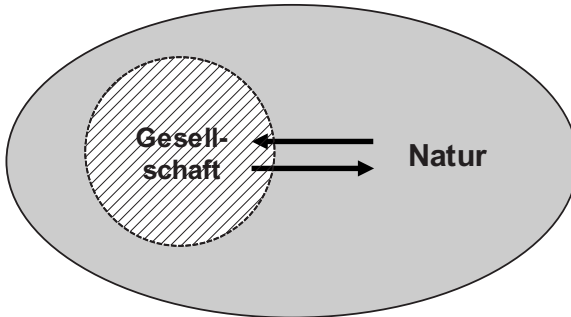
auf? Führen unterschiedliche Problemlagen (lokale Umweltverschmutzungen, großtechnische Risiken, Klimawandel etc.) zu unterschiedlichen Reaktionsmustern? Welche neuen institutionellen Muster gesellschaftlicher Naturbeziehungen und Umweltregulierungen erwachsen daraus? Und wie verändern sich Gesellschaften selbst (ihre Deutungs- und Handlungsmuster, Regulierungsformen etc.) im Rahmen der Transformation ihrer Umweltbeziehungen?

Konkurrierende Zugänge der Umweltsoziologie

Selbst wenn diese Gegenstandsbestimmung der Umweltsoziologie nicht allzu kontrovers ist, so ergeben sich doch größere Differenzen in Bezug auf die theoretischen und methodischen Konsequenzen, die aus der ökologischen Problematik gezogen werden. Das betrifft nicht vorrangig die Unterschiede zwischen den heterogenen theoretischen Paradigmen der Soziologie, zwischen Handlungs- und Strukturansätzen, zwischen Mikro-, Makro- oder Netzwerkperspektiven. Es geht vielmehr um grundlegende Differenzen in der Beantwortung der Frage, wie die Soziologie auf die „Rückkehr der Natur in die Gesellschaft“ reagieren soll. Geht es darum, das etablierte konzeptionelle und methodische Instrumentarium der Soziologie (nur) auf den neuen Gegenstandsbereich anzuwenden, oder muss der klassische Untersuchungsgegenstand der Soziologie, das „Soziale“, in den Bereich hybrider, „sozio-materieller“ Gefüge und Prozesse hinein erweitert werden, um die aus den Interaktionsdynamiken zwischen Gesellschaft, Technik und Natur erwachsenden Umweltprobleme angemessen untersuchen zu können?

Eine erste Antwort wurde durch den ökologischen Diskurs der Umweltbewegung der 1970er Jahre selbst nahe gelegt. Das war der Versuch der „environmental sociology“ (Catton/Dunlap 1978; Dunlap/Catton 1979), die Marginalisierung der Natur im Selbstverständnis der Moderne – wie im Mainstream der Nachkriegssoziologie – durch einen grundlegenden Paradigmenwechsel vom „human exemptionalism paradigm“ (HEP) zum „new ecological paradigm“ (NEP) zu korrigieren: Statt menschliche Gesellschaften als einzigartigen Träger eines durch fortschreitende Naturbeherrschung ermöglichten kulturellen Evolutionsprozesses zu sehen, gelte es, die menschliche Gesellschaft als eine biologische Lebensgemeinschaft unter anderen zu begreifen, die natürlichen Grenzen unterliegt (Abbildung 2).

Abb. 2: Ökologisch-holistisches Konzept von Gesellschaft und Natur



Diese durch humanökologische Traditionen der frühen amerikanischen Soziologie geprägte Perspektive (siehe Kapitel 3) kehrte allerdings nur den Spieß um. An die Stelle des kulturalistischen Blicks auf die Natur trat nun der ökologisch-holistische Blick auf die Gesellschaft. Diese Perspektive veränderte zwar die Hintergrundannahmen, schuf aber noch keinen neuen konzeptionellen Zugang zur soziologischen Analyse der Interaktionsdynamiken zwischen sozialen und bio-physischen Systemen. Das neue, „ökologische Paradigma“ verankerte seine moralischen Prämissen – eines neuen, der komplexen Abhängigkeiten vom „Gewebe der Natur“ bewussten, sensiblen Umgangs mit Natur – naturalistisch in vermeintlich objektiven, ökosystemaren Konzepten (dem Kreislaufprinzip, dem „Gleichgewicht der Natur“, der „Tragfähigkeit der Erde“ usw.). Diese ökologische „Naturalisierungsstrategie“ (Oechsle 1988) kollidierte jedoch mit dem Selbstverständnis einer Soziologie, die sich erst einige Jahrzehnte zuvor, in den 1940er und 1950er Jahren, von den Fesseln geografischer und biologischer „Determinismen“ gelöst hatte (Groß 2006: 48ff.). Es verwundert deshalb wenig, dass der angestrebte ökologische Paradigmenwechsel in der Soziologie keine große Resonanz fand (Buttel 1987).

Eine zweite, sehr viel anschlussfähigere Antwort bestand deshalb darin, die etablierten soziologischen Ansätze zu nutzen, um genauer zu beobachten, wie Gesellschaften auf die ökologische Problematik reagieren, wie entsprechende Probleme in gesellschaftlichen Konflikten und Kommunikationsprozessen ‚sozial konstruiert‘ werden und welche institutionellen Transformationen sich daraus ergeben (Abbildung 3). Dieses sozialkonstruktivistische Forschungsprogramm wird am konsequentesten im Rahmen der Luhmannschen Systemtheorie verfolgt, aber auch diskurstheoretische und andere kultursoziologische Ansätze sind darin verankert. Ein Großteil der in den 1990er Jahren erstellten umweltsoziologischen Studien bewegt sich im Kontext dieses klassisch-soziologischen Zugangs.